

1905

Im Sommer 1905 besucht der in Berlin lebende Literaturwissenschaftler Jonas Fränkel das Ehepaar Benteli-Kaiser, das im Schloss Bümpliz wohnt. Die Freundschaft geht auf das Jahr 1901 zurück, als der Buchdrucker und Verleger Albert Benteli Novellen des polnischen Schriftstellers Henryk Sienkiewicz herausgab, die der aus Krakau stammende Fränkel, damals Doktorand an der Universität Bern, übersetzt hatte. Nun lernt Fränkel C. A. Loosli kennen, der mit seiner Familie in Bümpliz lebt und in Bentelis Auftrag dessen wöchentlich zweimal erscheinende Gratiszeitung *Berner Bote* redigiert. Auf der Rückfahrt nach Berlin schreibt Fränkel an Loosli eine Postkarte. Damit beginnt eine Korrespondenz, die bis Ende 1958 schliesslich über dreitausend Briefe, Postkarten und einige Telegramme umfassen wird.

1. Fränkel an Loosli, Zürich, 14. September 1905¹

Lieber Herr Loosli, ich habe soeben an Herrn u. Frau Benteli geschrieben, bin etwas müde, möchte aber doch auch Ihnen einen recht herzlichen Gruß übersenden. Wissen Sie, daß ich die Nummern des «Berner Boten» in Bümpliz vergessen habe?

[...]

Leben Sie recht wohl! Herzlichst Ihr Fränkel

2. Loosli an Fränkel, Bümpliz, 20. September 1905

Mein lieber Doctor!

[...]

Dass ich Sie hier sehr vermisse brauche ich Ihnen wohl kaum zu sagen und tue es nur, wenn Sie mir versprechen, es nicht als Kompliment aufzufassen. Wir Landleute sind ja mit so wenigem zufrieden. Dagegen muss ich Sie schon in aller Freundschaft bitten, in dem löblichen Nest, das diesen Winter durch Ihre Anwesenheit geehrt wird nicht zu versauern und vor allen Dingen das Sprechen nicht zu verlernen vor lauter Bücherkram. Der Verlust wäre mir nämlich, wenn Sie nächstes Jahr herkommen einfach unersetzlich. [...]

¹ Die Laufnummer, die jedem Brief neben Absendeort und Datum vorangestellt ist, bezieht sich auf das Gesamtverzeichnis auf der Website des Schweizerischen Literaturarchivs: https://ead.nb.admin.ch/html/korrespondenz_loosli_fraenkel.html, 14. 10. 2021 (vgl. auch S. 523).

4. Fränkel an Loosli, Schmargendorf-Berlin, 2. Oktober 1905

Mein Lieber, ich habe die Lektüre der «Menschwerdung»² soeben zu Ende gebracht u. muß Ihnen nun vor allem dafür danken, daß Sie mir das Manuskript überlassen haben. Denn ich kann mir denken, daß zwischen Ihnen u. dieser Erzählung ein eng-persönliches Verhältniß besteht – u. ein solches giebt man nicht leicht Jemandem preis! Mir ist jetzt, als hätte ich heute mit Ihnen so herzlich geplaudert wie bei jenem Spaziergang in der Mondnacht vor meiner Abreise.

Sie haben mir wiederum einen Einblick gewährt in Ihr Leben, in Ihr Schicksal – in Ihr ganzes Wesen: u. da ich Sie liebe, danke ich Ihnen dafür von Herzen.

Wünschen Sie aber eigentlich auch mein Urteil über die Erzählung als Kunstwerk? Ich weiß es nicht – u. ich denke: nein. Denn es wäre ja zu dumm, wenn ich Ihnen jetzt Weisheiten vorbringen wollte, die Sie doch besser kennen als ich! Würde aber der Verfasser nicht C. A. Loosli heißen, vor dessen Kunsteinsichten sich mein ganzes Kunstwissen verstecken kann, so würde ich dem Manne sagen: Sie haben das Ding mitten im Erlebniß aufs Papier gebracht, u. daher der bald apoletische, bald agitatorische Ton u. die vielen theoretisierenden Reflexionen, die sich vorzüglich in einer Flugschrift ausnehmen würden – oder vielmehr in einer Reihe von Flugschriften: über die erzieherische Lüge, über die Waisenerziehung, über Ehe etc. – Sie haben, mein lieber Herr Autor – würde ich dem Manne weiter sagen – nicht gewartet, bis Sie aus der Fülle dessen, was Sie zu verkünden hatten (u. es befinden sich ja darunter recht wichtige Probleme!), einen Teil in famosen Leitartikeln,³ wie Sie sie nur zu machen verstehen würden, abgewälzt, um dann nur den Extrakt künstlerisch zu gestalten: u. das war ein Fehler von Ihnen, denn die Löwenklaue des Künstlers fühlt man ja, so oft Sie dran gehen, Situationen auszumalen – etwa die Brautwerbung, oder Bauer in seinem Atelier – – aber Sie gehen über die Gelegenheiten künstlerischen Gestaltens meistens hinweg, als wollten Sie sich dabei nicht aufhalten, weil Ihnen so vieles auf der Zunge liegt, das Sie sagen müssen. Der Künstler braucht aber nichts auf der Zunge zu haben, er muß nur *sehen!*

[...]

Ich selber arbeite jetzt noch nicht gut. Ich bin mit einem Teile meiner Selbst noch zu sehr in Bümpliz, als daß ich mich an Berlin so rasch wieder gewöhnen

2 Das Manuskript *Menschwerdung* existiert nicht mehr. Im Briefwechsel erwähnt Loosli den Text letztmals am 29. 1. 1906.

3 Fränkel erhält in Berlin den *Berner Boten* zugeschickt und kennt deshalb Looslis aktuelle journalistische Arbeiten.

könnte. Ich fühle jetzt erst richtigen Ekel vor Berlin u. den Menschen, die hier hausen, schaffen, in Geschäften u. Ruhm machen. Ich könnte Ihnen, wenn wir im «Schloßgarten», in den bewussten Stühlen sitzend, plauderten, allerlei Geschichten erzählen, die ich hier schon erlebt habe. Ich war jetzt zu oft in der Stadt u. muß mich nun wieder vor Berlin u. der Berliner Litteratur abschließen!

[...]

5. Loosli an Fränkel, Bümpliz, 10. Oktober 1905

[...]

Was die Menschwerdung anbetrifft, da haben Sie dreimal recht. Einmal habe ich die Geschichte wirklich inmitten nicht eines sondern einer ganzen Reihe sich drängenden Erlebnissen geschrieben, die sich so jagten, dass die Feder kaum Schritt zu halten vermochte; zum Zweiten haben Sie wieder recht, wenn Sie sagen, dass die ganze Musik «bon pour la polémique» sei und endlich haben Sie zum dritten Male recht, wenn Sie voraussetzen, dass ich das wusste und fühlte. Es fragt sich nur eins und darauf haben auch Sie keine Antwort gegeben, nämlich was aus der Sache zu machen sei. Sie sagen mir ganz andeutungsweise und streifend; abwälzen, den Extrakt künstlerisch gestalten!

Ganz recht! Habe ich auch schon geahnt, bevor Sie mich darin bestätigten. Aber wie!

[...]

10. Loosli an Fränkel, Bümpliz, 16. November 1905

Mein lieber Doktor!

[...]

Auf Ihre Veranlassung las ich die drei Sachen von R. Huch, namentlich habe ich Wonnebald Pück⁴ meine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Sie werden nun vielleicht erstaunt sein zu vernehmen dass ich lange nicht in dem Masse davon entzückt bin, wie mir Frau Benteli sagte, dass Sie es seien. Der kolossale Anachronismus der in dieser Erzählung liegt würde nicht stören, wenn der Humor besser, ich meine drastischer zur Geltung käme. So aber, wo die Satyre nur hie und da durchblinzelt, machte mir die Geschichte den Eindruck des Gekünstleten, aber nicht des Künstlerischen. Da hatten wir einen gewissen Gottfried Keller, alt Staatsschreiber in Zürich, den Sie vielleicht dem Namen

⁴ Ricarda Huch: *Seifenblasen. Drei scherzhafte Erzählungen*, Stuttgart, Leipzig: Deutsche Verlagsanstalt, 1905. Darin: *Lebenslauf des heiligen Wonnebald Pück*.

nach kennen, ... der hat in der Form auch ähnliche Dinger geschrieben, aber ganz anders, viel abgerundeter, viel natürlicher, und vor allen Dingen psychologisch viel glaubwürdiger. Denn der heilige Wonnebald ist ein Gemisch von innern Widersprüchen, eine Akkumulation von seelischen Unwahrheiten, dass mir nicht ob ihm, aber ob der Erzählerin graut. Wenn ich denke, was der von Ihnen nicht besonders goutierte Mark Twain aus dem Stoffe hätte machen können, dann grunze ich innerlich vor Vergnügen beim blossen Gedanken daran, hier bringe ich es bloss zu einem herzentastenden Fluch über diese unehrliche Spiegelfechterei, welche nicht einmal durch die an sich gesunde Tendenz gerechtfertigt wird. Da haben Sie mein Urteil über Wonnebald Pück ... tu l'as voulu, Dandin!⁵

[...]

11. Fränkel an Loosli, Schmargendorf-Berlin, 20. November 1905

Mein Lieber,

ich raffte mich endlich auf zu einem recht herzlichen Dank für all' das Viele, womit Sie einen ununterbrochen beschenken. Mir ist jetzt Bümpliz stets das Wahrzeichen, in welchem sich mir alles Gute u. Liebe bewährt – u. ich weile im Schloß sowie auf Ihrem Redaktionszimmer oft in Gedanken. Ja, sehr oft: schon aus dem Grunde, weil ich wohl einer der fleißigsten Leser Ihrer Artikel bin u. somit jedenfalls zweimal in der Woche Gelegenheit habe, mich in dieser Hinsicht zu betätigen.

Leider arbeite d. h. schreibe ich gegenwärtig recht viel u. in solchen Perioden leide ich an permanenter Brief-Schreibfaulheit, wenn es sich um andere als Geschäftsbriefe handelt. Ich bin drum eben immer froh, wenn ich die Feder fortschmeißen darf – u. beantworte Briefe, die ich von Freunden erhalte, auf Spaziergängen in Gedanken, leider ohne daß die fernen Freunde es ahnen!

So steht es auch mit Ihrem Briefe vom 10. Oktober, den ich vor mir habe: ich beantworte ihn zum so- u. sovielten Male – allerdings heute zum ersten Mal schriftlich.

[...]

Was Ricarda Huch betrifft, so kann ich Ihnen nur raten, andere Sachen von ihr vorzunehmen, etwa die «Triumphgasse»⁶ – Sie werden sehen, was für eine feine Künstlerin in ihr steckt. Daß Sie sich an der Unwahrscheinlichkeit der

5 Zitat aus Molière: *George Dandin ou le Mari confondu* (1668).

6 Ricarda Huch: *Aus der Triumphgasse*, Leipzig, Jena: Diederichs, 1902.

Erzählung vom heiligen Wonnebald stoßen, wundert mich. Ich denke nämlich, daß es für einen Künstler, der Gestalten gut realistisch zeichnen kann, nichts Leichteres geben kann, als sog. wahrscheinliche Motive als Unterlage ausfindig zu machen: das kann ja jeder. An dem «Wonnebald» hat mich aber gerade die *naïve* Geschichte entzückt, die mit einem ganz prächtigen Realismus ausgeführt ist. Und auch das hat mich gefreut, daß ein Humor ein gehaltener ist, ein feines ironisches Lächeln, das mir am Schluß in den letzten Worten direkt zur Satyre wird. Wie gesagt, mich hat das Ding geradezu entzückt: vielleicht kommt das daher, daß ich die Verfasserin schon vorher recht lieb hatte!

[...]

Nur noch einen recht herzlichen Händedruck von Ihrem
Fränkel

NB. Natürlich Grüße für Ihre Frau u. für alle Insassen des Schlosses. Und auch eine Bitte an Sie oder eine Frage: wollen Sie immer so boshaft bleiben, mich auf jeder Ihrer Sendungen zu erinnern, daß ich die zweifelhafte Ehre habe, Doktor der Litteraturhistorie zu sein??!!

12. Loosli an Fränkel, Bümpliz, 21. November 1905

[...]

Ich nehme zu *meiner* und zu *Ihrer* Ehre an, dass Sie die Rezensionen, mit denen ich Ihnen in's Handwerk pfusche *nicht* lesen, denn sonst muss ich ja so tief in Ihrer Achtung sinken, dass kein ehrlicher Hund mehr ein Stück Brot von mir nimmt. Wissen Sie ... so gewissenhaft wie Sie dabei vorgehen darf ich nicht, denn dazu rentiert der «B.-B.» trotz Ihrer gegenteiligen, für mich natürlich wie gewohnt sehr schmeichelhaften Annahme nun doch nicht.⁷ Er rentiert sogar so schlecht, dass ich wenigstens mich mit dem Gedanken vertraut mache, ihn, eines Tages, der, wenns nicht bald und gründlich ändert vor die Hunde gehen zu sehen. Diese Luftänderung könnte ihn schon deshalb nicht überraschen weil er seit seinem Bestehen eigentlich immer auf dem Hund war.

Was nachher mit mir geschieht weiss ich umso weniger als Sie mir jedes Talent zum Stehlen absprechen. Ich will Ihnen nämlich offen sagen: die Presse habe ich satt bis über die Ohren und ich habe gute Gründe anzunehmen, dass

7 Fränkel hat im Brief vom 20. 11. 1905 bemerkt, die Zahl der Annoncen im *Berner Boten* schienen sich ihm «so reichlich» zu vermehren, dass die Zeitung bestimmt bald rentieren werde.

die wachsende Abneigung gegenseitig ist. Und doch bin ich mit Leib und Seele Journalist, weiss dass ich noch dümmere Berufskollegen habe als ich selber bin, traue mir eine Dosis Talent und Schaffenskraft, Routine und Berufskennntnis zu, die nicht gerade jedem eigen ist. Aber was nützt das alles in einem Zeitalter wo man weder Idealisten noch Künstler (es brauchen nicht nur produzierende zu sein, da ich mich viel eher zu den rezipierenden zähle) brauchen kann. Unsere Presse braucht Kulis, braucht organische Registrierapparate aber um Gotteswillen nur nicht Menschen und Charaktere. Daher wird, wenn sich nicht etwas ganz aussergewöhnliches ereignet, meine Tätigkeit am «B.-B.» meine letzte journalistische sein. Ich werde Bauer und das Publikum muss es schon auf sein Gewissen nehmen wenn spätere Jahrhunderte meinen Namen nicht neben den eines Cervantes stellen. Wenn's mit Teufels Gewalt nicht anders geht: Eh bien, divorçons!

Übrigens, Sie haben meine universelle Bildung wieder einmal (auch wie gewohnt) gröblich überschätzt. Glauben Sie denn wirklich meine Fähigkeiten reichen soweit den interessantesten Teil des «B.-B.» die Küchenrezepte nämlich, selbst zu redigieren? Gott bewahre! Zu diesem Zwecke habe ich einen hervorragenden Mitarbeiter wie es einem Weltblatte von der Bedeutung des «B.-B.» geziemt.

[...]

Nun habe ich Ihnen aber lange genug Ihre Zeit abgestohlen, empfehle mich!
Immer der Ihrige

C. A. Loosli

P. S. Zum Litterarhistoriker habe ich zu bemerken, dass ich wissentlich keinem Menschen Unrecht tue, und werde also auch keinen um seinen wohlerworbenen Titel verkürzen. Für mich bleiben Sie ja doch trotz dem D^r und dem Litterarhistoriker, ein lieber Kerl. Und dann ist es bei mir Prinzip, dass an meinen Briefen doch zum mindesten die Adresse einen geschäftlich-soliden Eindruck machen soll.

D. O.